

Die Gnade des Khalifen.

Von Max. Dümmler.

Der Khalif erging sich in seinem Lustgarten. Träge schlenderte er dahin. Jahraus jahrein seit vielen Jahren war er denselben Weg gewandelt, ohne Neues zu erleben. Heute aber sollte ihm ein Abenteuer widerfahren. In der Nähe des Springbrunnens gewahrte er plötzlich an der Gartenmauer eine niedere, kleine Eingangstür, an derselben blieb er stehen und überlegte. Wohin mag wohl diese Thür führen? Nach längerem Nachdenken — was sonst nicht seine Sache war — schloß er den großen Entschluß, die kleine Thür zu öffnen.

Er stand auf einem Feldwege. Links und vor ihm, so weit das Auge reichte, sah er blühende Gärten und Keder, rechts aber, nur wenige Schritte entfernt, befand sich ein armseliges Häuschen und vor demselben saß ein Mann und weinte.

Ein weinender Mann! Der Khalif brauchte geraume Zeit, den unerhörten Fall zu fassen. Die Weiber seines Harems hatten ihm gar manche Stunde durch Thränen verbittert; aber er selbst konnte sich doch nicht erinnern, je geweint zu haben, und seine Minister hatten ihm noch nie zu melden gewagt, daß es auch weinende Männer gebe.

Entschlossen trat er näher und fragte: „Warum weinst Du?“ Jener blickte empor und als er einen vornehm gekleideten Mann vor sich sah, stand er auf, freute die Hände demüthig über die Brust und erwiderte: „Ach, Herr! Mein Unglück ist zu groß!“

„Erzähle!“ befahl der Khalif. „Ich bin Saib, der Lastträger. Von früh bis Abends arbeite ich um geringen Lohn, doch habe ich nie Hunger gelitten und war stets zufrieden. Ein arbeitsames, wenn auch armes Mädchen sollte demnach in das Häuschen als Herrin eingehen. Da ließ mich heute der Rabbi rufen und wies mir alte Schriften vor, nach welchen mein Vater der Abkallah, dem Wucherer, 300 Goldstücke entlehnt und sich, sein Haus und seine Kinder dafür zum Pfand verschrieben hatte. Der Rabbi gab mir acht Tage Zeit, das Geld aufzubringen. Sollte mir das gelingen, müßte er nach dieser Frist mein Häuschen verkaufen, und überdies müßte ich, wie er drohend hinzulagte, für den Rest der Schuld dem hartherzigen Abkallah eine Zeilung als Knecht dienen. O, ich Unglücklicher!“

„Heiße Thränen rannen über seine gebräunten Wangen. „Warum wendest Du Dich nicht an den Khalifen?“ „Herr, wie käme ich zu ihm? Seine gewaltige Person ist von Hunderten Bedienten umgeben und ich wäre ein toder Mann, ehe ich sein Antlitz gesehen.“

„Nun, Saib, sei getrost!“ sprach der Khalif und der Schimmer eines Lächelns zeigte sich auf seinen erschöpften Zügen. „Du soll gelassen werden. Wisse, ich bin der Khalif!“

Mit einem Schredenstrafe warf sich Saib vor Erbe, sein Gesicht berührte fast den Staub der Erde: „Herr, verzehle, daß ich Niedriger mit dem Nachfolger des Propheten gesprochen wie mit meinesgleichen!“

„Steh“ auf und sähre nichts. „Ich sende Dir 300 Goldstücke, damit Du die Schuld bezahlst und Dein Mädchen heimführen kannst.“

„O, Herr,“ stammelte Saib, „Deine Gnade ist wie die Sonne, welche Licht und Leben spendet. Glücklich, daß ein halbwoiler Blind Deiner Augen mich unwürdigen gestreift.“

Der Khalif lächelte ihm nochmals zu und wandte sich zum Gehen. In das Gemach des Beziers trat der Schatzmeister. Sein Schreiber, der ihm folgte, stellte sechs grüne Beutel auf das niedere Tischchen und entfernte sich dann. Hier ist das Gold,“ sprach der Schatzmeister, „mit welchem unser gnädiger Beherrscher den Lastträger Saib zu überschütten geruht.“

Der Bezier wog die Beutel in der Hand. „Wer weiß,“ fuhr der Schatzmeister fort, „ob dem Besessenen Heil erwidert. Das unerbottene Glück wird vielleicht jenes Menschen schon wieder vergessen. Das Gold aber bleibt für immer verloren.“

„Schirm des Reiches“. Er erklärte sich zu Adressen bereit und überließ die Schulden dem Bezier zur strengsten Strafe. Wenige Stunden später verließ der Beherrscher der Gläubigen mit seinem Hofstaat die Stadt, um sie lange Zeit nicht wieder zu besuchen.

Zu gleicher Zeit beendeten im Kerker die „Schuldigen“ ihr Leben; unter ihnen Saib, den die „Gnade“ des Khalifen getroffen.

Herr Lehmann aus Hamburg.

Eine Episode aus dem Leben des Königs Carol von Rumänien. Mitgeteilt von Aug. v. Alton.

Man schrieb das Jahr 1866. Cusa, der Einziger der Donaufürstenthümer Moldau und Wallachien, wurde in einer schönen, mondellen Nacht zum Thronemal und mit unglaublicher Geschwindigkeit über die Grenze gebracht. Weniger rasch wollte es den Herrn Politikern an der unteren Donau gelingen, einen neuen Fürsten für den vacant gewordenen Thron zu finden. Die Abgeordneten des Landes, welche die Mission hatten, einen neuen Landesherren zu suchen, fanden so ziemlich überall in Europa verschlossene Thüren, und spter wären sie unverrichteter Dinge wieder heimgekehrt, wenn nicht der Führer der rumänischen Notablen, Brattianu, im letzten Augenblicke das Herz eines deutschen Fürsten, des damaligen preussischen Gardeleutnants, Karl, Prinzen von Hohenzollern, zu erreichen verstanden hätte. Der jugendliche, sähliche Leutnant entschloß sich also, Fürst von Rumänien zu werden, und die Sache wäre somit für die rumänischen Diplomaten recht günstig gewesen, wenn die ganze Affaire nicht noch ein unangenehmes Häkchen gehabt hätte.

Die politische Constellation in Europa ließ es als bringend geboten erscheinen, daß das Reich der Prinzen zu seinem Erscheinen im Lande in tiefstem Geheimniß zu halten. Die allermeisten Schwierigkeiten machte die Reise des Prinzen, ganz besonders der Aufenthalt des jungen Herzoginleutnants in Wien, allwo der Prinz warten mußte, bis alle Vorbereitungen zu seinem Empfang an der rumänischen Landesgrenze fertiggestellt waren. Wie es aber anstellen, daß keine Wiener Seele eine Ahnung von der Anwesenheit des Prinzen habe? Man sann hin und sann her, und endlich kam Brattianu auf einen famos und höchst schlaun Gedanken.

Am dem Fleischmarkt in Wien war damals ein Commissionär, Herr V. G. Popowicz, etablirt, ein ausgezeichneter rumänischer Kaufmann, der es vermochte seiner großen geschäftlichen Verbindungen in Rumänien zu einem ansehnlichen Vermögen gebracht hatte. Ein ehrenwerth, dach und durch solider Charakter, war G. V. Popowicz vor Allem Kaufmann, der ein ihm angeborenes Geschick, dabei irgend ein kleiner Vortheil herauszuschauete, nicht wegwies.

Im Comptoir dieses Herrn G. V. Popowicz erschien nun in der fraglichen Zeit Herr Brattianu. Ueber den kühnen Versuch sehr erfreut, fragte Popowicz unterhänig nach dem Begehre des Ministers. Brattianu hub also an: „Mein lieber Popowicz, ich bin gekommen, um Sie um eine große Gefälligkeit zu ersuchen!“

Popowicz knidte wie ein Taschmesser zusammen. Wer erweist nicht einem Minister sehr gerne einen Gefallen? „Also hören Sie mich an,“ fuhr Brattianu fort. „In einigen Tagen trifft hier ein großer Kaufmann aus Deutschland, Herr Lehmann, ein Hamburger, ein. Der Mann führt viel Geld mit sich. Er reist nach Bukarest, um mit uns mehrere bedeutende Geschäfte zu entrichten. Ich selbst habe ihn aufgefordert, dahin zu kommen. Nun müßte ich sehr gerne, daß Lehmann's Anwesenheit in Wien ganz unbekannt bleibe. Müßten Sie ihn nicht in 24 Quartier nehmen?“

Da es sich hierbei um eine dem Minister zu erweisende Gefälligkeit handelte und Herr Popowicz zudem die Aussicht hatte, so im Hundstuden einige einträgliche Geschäfte mit dem reichen Hamburger Handelsmann abzuschließen, erklärte sich Popowicz sofort mit großem Vergnügen bereit, Herrn Lehmann gastfreundlich zu empfangen.

Zwei Tage später traf Herr Lehmann ein. Das war ein wirklich sehr feiner, vornehmer Kaufherr, Herr Popowicz erwie ihm alle erdenklichen Aufmerksamkeiten und benutzte auch jeden sählichen Anlaß, dem jungen, sehr hübsch gezeichneten Hamburger Handelsmann unter sähliche Geschäftsverhältnisse nahezu legen. Lehmann ging immer mit großem Eifer an die Heben des Herrn Popowicz ein, doch kam es niemals zu einer endgültigen Abmachung, da Lehmann schließlich Popowicz sekte mit seinen Geschäftsverhältnissen den Gast oft bis in die späten Nachtstunden hinein immer wieder erklärte: „Warten Sie, bis ich in Bukarest festen Fuß gefaßt habe, dann besuchen Sie mich dort, und wir sählichen Alles ab.“

Da war nichts zu machen, und Popowicz entschloß sich zu warten. Nach einem mehrtägigen Aufenthalt reiste Herr Lehmann ab. Popowicz schüttelte ihm fröhlich die Hände und rief: „In Bukarest sehen wir uns wieder, da müssen wir handelsseins werden!“ — „Gewiß, natürlich!“ erwiderte Lehmann. . . .

Zwei Tage nach dem Erzählten las die erstaunte Welt, und mit ihr auch Popowicz, die Kunde in den Blättern, daß Prinz Karl von Hohenzollern als freigewählter Fürst von Rumänien an der Landesgrenze festhielt und unter unschreiblichem Enthousiasmus des Volkes empfangen worden sei. Popowicz kam das Ganze nicht geueher vor, aber

schließlich schlug er sich die Sache aus dem Kopf. Erst als er mehrere Monate später in Bukarest weilte, wohin ihn wie gewöhnlich Geschäftsangelegenheiten führten, bekam Popowicz wieder den Namen „Lehmann“ zu hören. Brattianu sagte nämlich zu Popowicz: „Wollten Sie nicht Herrn Lehmann besuchen?“ — Natürlich war Popowicz zu diesem Besuch sofort bereit. Brattianu und Popowicz bestiegen einen Fiaker, der sie zu Lehmann brachte. Der Kaiser hielt vor einem ansehnlichen Palais, an dessen Thor Schilbmachen passirt waren.

Dem guten Popowicz gelang beim Anblick der schulternden Marschälle unter sähliche Bedenken aus; als er aber wenige Sekunden später in einem prunkvoll ausgestatteten Salon geführt wurde, folterte ihn eine dunkle Ahnung so sehr, daß ihm schier die Sinne vergingen. Seine begriffliche Erregung erreichte den Höhepunkt, als plötzlich die Thürgehänge geöffnet wurden und vor ihm in großer, sählicher Uniform — Herr Lehmann aus Hamburg stand. . . .

Alles Weitere mitzutheilen, ist wohl überflüssig. Nur Eins sei noch erwähnt: Herr V. G. Popowicz war der erste Kaufmann, der den Titel eines „sählichen rumänischen Hoflieferanten“ erhielt. Später wurde er „königlich rumänischer Hoflieferant“. — Vor sechs Jahren hat der brave Mann, der nicht wenig stolz war, unter so eigenthümlichen Umständen den Träger einer europäischen Krone beherbergt zu haben, das Zeilliche gesegnet.

Ueber die Herstellung der Bleistebener bringt die „Deuts. Handelszeitung“ eine Bezeichnung, in der auch unsere Leser vielleicht einiges ihnen noch Unbekannte finden. Gemöhnlich glaubt man, verleiht durch den Namen des Bleistebener, daß das Material aus Blei bestehe; es findet sich indessen in ihm auch nicht die geringste Spur dieses Metalles, vielmehr besteht es aus einem eigenthümlichen mineralischen Stoffe, dem Graphit, der in gebiegenem Zustande nur reinen Kohlenstoff enthält, in der Regel aber mit Eisentheilen sehr vermischt ist. Dieses Mineral befindet sich fast auf der ganzen Erde als ein selbständiges, sähstärkendes, schuppenartiges Pulver von kleinstem Aussehen und wird in vielen Bergwerken als ein Nebenprodukt gewonnen, wo man es außer zur Verfertigung der Bleistebener noch zur Bereitung von Schmelzsteinen benutzet. Nur in einem einzigen Theile unserer Erde, nämlich in England, findet sich der Graphit nicht als ein loses Pulver, sondern in zusammenhängenden Stücken vor und diesem Umstande hatten bis zur Mitte unseres Jahrhunderts die englischen Bleistebener ihre besonderen Vorzüge zu verdanken, weil der Graphit anderer Länder erst durch Beimischung eines lebendigen Stoffes zu festen Stücken verfertigt werden muß und hierdurch nothwendigerweise einen bedeutenden Theil seiner sählichen Kraft und seines eigenthümlichen Schmelzes verliert.

Das englische Fabrikat hatte sich in Folge seines vorzüglichen Materials weithin einen bedeutenden Ruf erworben und wurde zu äußerst theuren Preisen überall abgesetzt. Da mit der Zeit die Graphitmasse, die man in England gewann, sehr knapp geworden, so versuchte man, eine diesem sähliche Masse auf chemischem Wege herzustellen. Der bayerische und böhmische Graphit hatten sich hierzu am geeignetsten erwiesen. Die Schwierigkeit bestand darin, den in Pulverform gefundenen Graphit durch Zusammenhängen des Stoffes zu einer festen Masse zu verbinden. Gummis, Leim und sähliche Stoffe eigneten sich nach mannigfaltigen Versuchen hierzu nicht, es müßte vielmehr ein Bindemittel gefunden werden, welches mehr dem Fette als dem Wasser verwandt war. Man stellte deshalb Versuche mit Schwefel an, indem man den Graphit mit diesem zusammenmischte, erhielt indessen eine viel zu spröde und weiche Masse. Schmelz und Colophonium gaben ebenfalls kein genügendes Resultat, obgleich man dieser Mischung Wachs und Kleber hinzusetzte.

Von epochemachender Bedeutung war daher die Erfindung des französischen Comte im Jahre 1795. Sie bestand darin, daß man durch Zuführung von Thon, wie ihn unsere Kupfer gebrauchen, zu dem Graphit ein billiges und hübschlich der Sorten mannichfaltiges Material erzielte. Die Herstellung ist folgende: Nachdem man den Graphit, um ihn milder und sähler zu machen, in wohlverschlossenen Gefäßen ausgeglüht und den Thon gehörig geschlemmt hat, vermischt man beide Stoffe möglichst genau mit einander. Zu der hierbei erforderlichen Anfeuchtung des Thons darf aber durchaus kein Brunnenwasser, weniger noch Salzwasser angewendet werden, weil sich dieses beim Trocknen krystallisiert und in dem Bleistift harte, fragende Stellen erzeugt. Andererseits darf man der Thon auch nicht zu nach lassen, sonst reißt die Stifte beim Trocknen und es erzeugen sich sogenannte Endenbleie. Ist mit Berücksichtigung aller dieser Umstände die Graphitmasse gehörig zubereitet, so drückt man sie in Cylinder ein, deren Bodenfläche mit Blei versehen ist. Ein Kolben mit starkem Druck wird nun in den Cylinder hineingetrieben, die Masse tritt durch die runde Stiefblöche in Form von Stäbchen aus, und letztere werden je nach der Härte, die sie enthalten sollen, stärker oder schwächer in einem der Luft völlig abgeschlossenen Raum gelüht. Zu den Holzröhren verwendet man bei dem besseren Sorten von Bleistiften in der Regel Gederholz, welches durch einfach konstruirte Maschinen derart geschnitten wird, wie man allgemein die Schwefelstiftchen verfertigt. Man macht hierbei

die Holzröhren entweder aus einem einzigen Stück mit einer sehr tiefen Rinne, welche mit der Ermasse gehörig ausgefüllt und nachher mit einem feinen Holzgarn umwickelt wird, oder aus zwei Stücken, wo die zur Aufnahme des Minerals bestimmte Rinne in den größeren Theil eingeschnitten wird, während der kleinere Theil nachher aufgesetzt wird. Zuletzt werden die Stifte zusammengeleitet und gleichmäßig beschliffen.

Krieg und Handwerk.

In den civilisirten Staaten Europas sind Krieg und Handwerk zwei unvereinbare Begriffe; die militärische Ausbildung nimmt so viel Zeit in Anspruch, daß dem Soldaten zu irgend welcher Nebenbeschäftigung überhaupt keine Zeit bleibt. Weit hübschere Zustände herrschen dagegen in der Türkei. Dort kommt es nicht selten vor, daß die Vaterlandsvortheider neben ihrem Waffenhandwerk auch noch einen anderen Geschäft nachgehen, und zwar zeigen sie eine besondere Vorliebe für das Schlächtergewerbe. In Lauris in Kleinasien z. B. sieht man häufig die Gewehr-Pyramiden vor den Backstollen mit Fleischstücken behängt, um die sich eine kaufmännische Menge sähert und lustig mit den Soldaten sähert und handelt. Die Wachtmännchen haben nämlich die löbliche Gewohnheit, ihre Spargroschen zusammen zu sählen und dafür einen Hammel zu kaufen. Derselbe wird sähgerichtet geschlachtet, zerlegt und dann in der erwählten Weise zum Verkauf ausgehängt. So machen sie nicht nur ein ganz enträgliches und sähliches Geschäft, sondern sie schlagen nebenbei auch noch ihr Mittagessen heraus; denn den Kopf und die Füße behalten sie zurüd, um ihren Reis damit zu kochen. Die Offiziere sählen sich an diesem Geschäft nicht zu betheiligen; aber müßig verbringend sie ihre freie Zeit auch nicht. Sie benutzen dieselbe, um — Strümpfe zu sähren, ein Geschäft, das sie aber nicht etwa in ihrem Kämmerlein besorgen, sondern vor dem Backstoll und unter den Augen des Pablikums. Zum vollen Bewußtsein kommt einem das Lomische dieser Zustände erst, wenn man sich vorstellen würde, wie ein derartiger Handel sich etwa vor der Neuen Wache in Berlin oder in einer anderen großen Stadt ausnehmen würde. Interessant aber bei der Sache ist, daß die türkischen Soldaten sich trotzdem im letzten großen Feldzuge gegen die Russen ausgezeichnet geschlagen haben.

Der Ehrenpokal.

Eine sähliche Ehreung ist durch die übertriebene Sparsamkeit eines Oesangsvereins dem Vorstand des letzteren zu Theil geworden. Derselbe blidte auf eine 25jährige Thätigkeit im Verein zurüd, welchen hochbedeutungsvollen Anlaß die Mitglieder nicht vorbegehen lassen wollten, ohne ihrem Vorstand eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Zu diesem Zwecke kauften sie von einem Viehhändler einen Pokal, welchen dieser seiner Zeit als Prämie erhalten hatte und nun zu billigen Preise offerirte. Mit nicht geringem Stolz wurde dieses Ehrengeschent dem Jubilar am Spholerabend in feierlicher Weise übergeben. Der also Beschenke dankte tiefgedröhrt. Als er zu Hause das Kleinod eingehend musterte, fand er am Fuße des Pokals die Inschrift angebracht: „Preis für den besten Oesang“. Was er sich dabei gedacht haben mag, wissen wir nicht; jedenfalls waren es für die Oeser keine Segenswünsche zum neuen Jahr.

33 elektrische Beleuchtung den Augen zuträglich?

Diese Frage, sowie jene, ob die neueste künstliche Beleuchtung den Augen zuträglich oder sählicher sei, als Gas- oder Petroleumlicht, ist schon oft gestellt worden. Neuerdings hat nun, nach einer Mittheilung vom Patent- und Zeichnungs-Bureau von Richard Lüders in Berlin, der Vorstand des Royal Westminster-Hospitals zu London in der Abtheilung für Augenkrankte eingehende Versuche in diesem Sinne anstellen lassen, die zu dem Resultate führten, daß es für die Augen kein angenehmeres und unschädlicheres Licht geben könne, wie eine ruhig brennende, gut und passend angebrachte Glühlampe. Nicht allein für gesunde Augen, sondern sogar für leidende, Operationen unterzogene Augen stellte es sich heraus, daß elektrische Beleuchtung viel wohlthuernder sich erwies, als Gas- oder Petroleumlicht.

Eine Schweizer Flotte

Ist nicht etwa ein Scherz, sondern es hat eine solche einmal wirklich gegeben. Vor einigen Tagen machte bei einer Sitzung der historischen Gesellschaft von Bern ein Mitglied derselben über die Schweizer Flotte interessante Angaben. Die Berner hatten die Landtschaft Waadt von den Herzögen von Savoyen erobert, diese bedrohten aber vom linken Ufer des Genfer Sees aus die neue Eroberung des Staates Bern. Dehufs Bewachung seines Eigenthums beschloß Bern im Jahre 1583 den Bau einer gewissen Anzahl armiter und bemannter Fahrzeuge, welche die Küsten beschützen sollten. Diese Flotte wurde von einem Techniker kommandirt; außerdem beauftragte der Staat Bern einen Ingenieur mit der Leitung des Schiffesbaues.

Kasernenhofbläthe.

Untersofficier: „Nicht! Euch. Zurücktreten! Zurück, Hofmann — noch ein wenig!“ Streckt der Kerl wieder den Bauch heraus und hat gar Keenen!“

Bedingt.

A: „Und Du denkst noch immer nicht an's Heirathen? Wie lange bleibst Du denn eigentlich verlobt?“ B: „So lange mir ihr Papa pumpt!“

Das Wahrheitsliebere. Commt: „Morgen, Sonntag, mach ich auf jeden Fall einen Ritt!“ Prinzipal: „Sagen Sie doch lieber: Auf jeden Ritt einen Fall!“

Obst. Kommerzienrath: „Sie halten um die Hand meiner Tochter an, haben Sie denn Bräutermittel?“ Brautwerber: „Ich habe gute Aussichten.“ Kommerzienrath: „Was? Aussichten? Dazu brauchen Sie doch bloß ein Fernrohr und keine Frau.“

Durchsicht. Schwiegermutter (während der Schwiegermutter mächtige Tabakwolken vor sich blid, lächelnd): „Schn, Herr Schwiegermutter, wollen Sie sehen, wie's am längsten ausfällt!“

Aus dem medizinischen Examen. Professor: „Was würden Sie thun, wenn Sie bei der Secirung eines Menschen wahrnehmen, daß noch Leben in dem Körper ist?“

Studirender: „Ich würde den Betreffenden fragen, ob er mit der Fortsetzung der Operation einverstanden ist!“

Heimliche Frage. Mutter: „Was hat nur Dein Arthur heute für Heimlichkeiten?“ Tochter: „O nichts! (verlegen.) Er wollte nur wissen, ob Du auch noch bei uns wohnen bleibst, weil er mich nicht mag.“

Kindlich. „Na, Hanschen, wie hat Dir's denn im Theater gefallen?“ „Gut, Papa, und ich möchte Schauspieler werden!“

„Warum denn?“ „Ach, da wird Einem so sählich vorgefagt!“

Unpassbar. Tante (liest vor): „Und drei Leutenants fielen bei dem Angriff!“

„Wach! Sie man es nur übers Herz bringen kann, einen Leutnant an zu morden!“

Gut abgefertigt. Ein nicht mehr ganz junges Mädchen holte vom Brunnen Wasser. Zwei Oeden stellten sich vor ihr hin und sagten: „Guten Morgen, sähne Rebekka!“

„Mädchen: „Soll ich vielleicht zwei Kammele trünten?“

Selbstbewußt. Leutnant: „Was ist denn das für ein Buch, das Sie da durchblättern, gnädiges Fräulein?“

Fräulein: „Mein Tagebuch.“ Leutnant (sich in den Stuhl zurüdlehnen): „Ach, da lesen Sie mir doch mal etwas von mir vor!“

Macht's wie die Meisten. Sonntagsschullehrer: „Willst, denkst Du in diesem kalten Winter, wenn Du reichlich zu essen und zu trinken hast, auch an die armen Kinder die hungern und frieren?“

Willst, „Jawohl.“ Lehrerin (erfreut): „Das ist recht, mein Junge. Wie denkst Du denn an sie?“

Willst: „Ich freue mich, daß ich nicht an ihrer Stelle bin!“

Farbenblindheit. Warum sind Sie aus dem Dienste der Bahn getreten?“

„Ich hab' einen Beamten, der noch ein recht grüner Junge war, da wurde er sählich gechehen, und da wurde mir wegen Farbenblindheit gekündigt.“

Aus den Lehrjahren. Nun, Franzl, wie geht's Dir in der Lehre?“

„Schlecht, d' Meisterin lacht mit Fleiß Alles was ich gern esse.“

„Nun also?“ „Ja, aber ich krieg' nichts davon.“

Ein hochfester Freund. „Rein, wie die Zeit vergeht! Jetzt bin ich bereits 10 Jahre verheirathet! Meine Frau und ich repräsentiren zusammen schon ein Alter von 70 Jahren. Rath's einmal, lieber Freund, wie wir uns in diese 70 Jahre theilen?“

„Nun, Deine Frau ist die Sieben, und Du bist die Null!“

Bedenkliche Entschuldigung. „Warum so aufgeregt, Herr Doctor!“

„Gnädige Frau, Ihre Tochter hat mich entsetzlich beleidigt, sie nannte mich einen arroganten Oeden.“

„Beruhigen Sie sich, Herr Doctor, das dürfen Sie meiner Friz nicht so übel nehmen, sie ist eben noch etwas gerade heraus.“

Verfängliche Antwort. „Wollen Sie sich nicht auch an dem neuen Unternehmen, laut Prospect hier, betheiligen?“

„Rein, das Unternehmen erscheint mir nicht gut.“

„Guten Sie ohne Furcht, ich habe auch gezeigmet.“

„Ja, ich las es bereits auf der Actiennatze; Sie sind nämlich mit den anderen zusammen — angeführt.“

Ja solz. „Du hast doch ein ganz blaues Auge, woher rüthst das?“

„Vom Taubenschlag!“

„Hast Du denn jetzt Tauben?“

„Das nicht; aber gestern kam ich angeheitert nach Hause und nannte meine Frau „Mein Taubenschlag“, da gab sie mir diesen Taubenschlag!“